

Unterhaltungsblatt

Nr. 15

Freitag, den 16. April

1920

Neuer Frühling

Eine reine Weiße zittert
Still um diese Frühlingstaae.
Und es schmilzt, was dich verbittert:
Aller Kummer, alle Plage.
Und du hörst die Kinder singen
Froh und frei mit jungen Rehen.
Alle Knospen wollen springen,
Oeffnen woll'n sich alle Seelen.
Alles Graue, alles Trübe
Ward unisonit von goldenem Funkeln,
Und die Hoffnung und die Liebe
Leuchten jedem Pfad im Dunkeln.
Wolle nur: es wirkt das Leben,
Wird auch dich mit Blüten kränzen!
Tausend junge Kräfte weben,
Keimen, quellen, lachen, glänzen . . .

S. H. K.

O, ihr Kleinbürger!

Von Maxim Gorki.

Stets unaufrichtig — entbehren die Kleinbürger jedes Glaubens an die Aufrichtigkeit der Menschen.

Sie sind gewohnt, den Arbeiter wie einen einer niedrigen Rasse angehörenden Menschen zu betrachten, und noch jetzt, da der Arbeiter ihren Jungen die Freiheit wiedergegeben hat, sehen sie in ihm noch immer nicht ihren Befreier, und das Entzücken des Dichters über die Kraft des Arbeiters ist ihrer morschen Seele nicht zugänglich.

Ungebildet und roh, wissen sie nicht, daß der Dichter schon längst ihr müßiges farbloses Leben der Verdammung und dem Gifte der Verachtung preisgegeben hat, dieses Leben, das von Feigheit und mit verblähten Worten maskierter Lüge erfüllt ist, dieses trübselige Leben halbtoter Menschen. Das reine Entzücken des Dichters, der endlich die fühne und mutige Armee der Erbauer eines neuen, schönen, freien Lebens erblickt hat, bleibt ihnen unverständlich. Sie können in ihren Seelen die Freude eines Menschen nicht erfassen, der endlich zu fühlen beginnt, daß es auf der Erde außer den Kleinbürgern, welche sein ganzes Leben vergiftet hatten, noch andere Menschen gibt, der die Kraft des Proletariats zu fühlen beginnt und diesen herzlichen Gruß des Dichters entbietet.

Die Seele des Kleinbürgers ist gleichsam — eine kleine, fettige, von abgewetzten Goldmünzen fest angefüllte Börse — das Gold der Poesie ist sie dann erst imstande aufzunehmen, wenn es das Eigentum des vielgeliebten Kritikers verlassen hat, der wachsam die Kleinbürgerliche Seele vor allem behütet, was deren totes Gleichgewicht stören könnte.

Es ist angenehm, die Feinde als Krüppel zu sehen.

Ich erhielt von verschiedenen Leuten mehrere Briefe — sie sind alle in einem hysterischen, heulenden Tone geschrieben; aus ihren Zeilen bricht eine dunkle, bange Angst. Man fühlt es klar heraus, daß diejenigen, welche sie geschrieben, schwere Stunden und Tage verleben, man sieht, daß viel bittere, quälende Gedanken ihr Herz zerfleischen, ihren Schlaf fortschleichen.

Was ist mit diesem guten, russischen Volke geschehen, weshalb ist plötzlich aus ihm ein blutigeres Raubtier geworden? — fragt mich eine Dame, deren Brief auf einem teuren, parfümierten Papier geschrieben ist.

Vergessen ist Christus und seine Lehre, geschändet sind die Predigten der Liebe, verschwunden ist die Achtung vor den Menschen . . . teilt dieser der „Abige K.“ aus Samy mit. Und erkundigt sich bei mir — sind Sie zufrieden?

— Wo sind denn die Früchte der Predigten der Liebe zum Nächsten, wo ist der Einfluß der Schule und Kirche? — fragt mich Ch. Brontein aus Tambow. Die einen schlumpfen und drohen mit dem Tode, die anderen klagen und heulen bloß, alle sind aufgereg

allen ist es schwer zuzumute, allen ist es qualvoll und bange, in diesen erhabenen, tragischen Tagen leben zu müssen.

Ich kann nicht einem jeden einzelnen antworten, und so antworte ich allen zugleich.

Die Tage der Vergeltung sind gekommen, meine Herren, die Tage der Abrechnung für Ihre verbrecherische Gleichgültigkeit gegen das Leben des Volkes. Alles, was Sie empfinden, alles, was Sie quält, — haben Sie verdient. Und ich kann Ihnen nur eines sagen, nur eines wünschen — daß Sie noch tiefer, mit noch größerer Macht das ganze Entsetzen dieses, von Ihnen geschaffenen Lebens in sich aufnehmen, begreifen, durchleben sollen.

Mögen eure Herzen angstvoll schlagen, mögen wirre Träume euren Schlaf stören, möge alles Wahnsinnige und Grausame, das in unserem Lande vorgeht, Euch wie ein Feuer sengen — Ihr verdient es. Das wird Euch zurunde richten oder auch — möglicherweise — alles Gefunde und Ehrliche, welches in eurer Seele, die Ihr so wenig gepflegt habt, noch übrig blieb, vom Schmutz und von der Gemeinheit reinigen, die sich darin eingenistet hatten. — Eure Seele, die Ihr mit Eier, mit Herrschucht, mit Lüge und mit allem möglichen Unrat angefüllt habt.

Gnädige Frau! Sie wollen wissen, was mit dem Volke vorgegangen ist? Die Schuld ist ihm gerissen. Lange hat es geschwiegen, lange hat es sich, ohne sich zu rühren, der Gewalt unterworfen, lange hat es Sie geduldig Ihr ganzes Leben auf seinem knechtischen Rücken getragen, und nun kann es nicht weiter. Es hat jedoch lange nicht die ganze ihm gewaltsam aufgebürdete Last von sich abgewälzt. — Sie sind zu früh erschrocken, gnädige Frau!

Und weshalb — wollen wir aufrichtig sprechen — weshalb sollte das Volk kein Raubtier sein? Was haben Sie getan, damit es kein solches sein sollte? Haben Sie dem Volke etwas Vernünftiges beigebracht, haben Sie irgend etwas Gutes in seine Seele gesät?

Ihr ganzes Leben lang nahmen Sie ihm seine Arbeit, seinen letzten Bissen Brot, nahmen Sie ihm alles weg, einfach und leicht weg, ohne zu verstehen, daß Sie nehmen. Sie lebten, ohne sich zu fragen — wodurch, durch welche Kraft Sie leben. Durch den Brunt Ihren Toiletten riefen Sie den Reiz der Armen und Unglücklichen hervor; wenn Sie auf dem Lande neben den Muschik (Bauern) lebten, dann sahen Sie auf diese wie auf Menschen einer niedrigeren Rasse herab. Jene aber verstanden alles. Es sind ziemlich feinfühligere und gar nicht so böse Menschen, doch Sie haben sie schließlich böse gemacht. Das ist doch sehr einfach: da Sie angeht die Enterbten Feste feierten, konnten Sie von ihnen keine Dankbarkeit erwarten, Ihr Gesang, Ihre Musik konnten nicht den Hungrigen veredeln, Ihr herablassend — verächtliches Benehmen dem Muschik gegenüber konnte in seiner Seele keine Achtung vor Ihnen nähren. Was haben Sie für ihn getan? Haben Sie dafür gesorgt, daß er weicherziger werde? Sie haben ihn grausam gemacht! Wünschten Sie, daß er gescheiter werde? Sie dachten gar nicht daran. Der Muschik war für Sie ein Lasttier; manchmal unterhielten Sie sich mit ihm wie mit einem Wilden, doch niemals haben Sie in ihm einen Menschen; was Wunder also, daß er für Sie ein Raubtier ist?

Gnädige Frau! In Ihrer Frage brüht sich nicht bloß Ihre Unkenntnis des Lebens aus, es liegt darin auch die Heuchelei des Sünders, welcher bereits fühlt, daß er gesündigt hat, welcher seine Sünden aber noch nicht aufrichtig bekennen will. Sie wußten, Sie konnten nicht umhin, zu sehen, wie der Muschik lebt. Der Mensch, der geschlagen wird, muß früher oder später sich rächen, der Mensch, mit dem man kein Mitleid gehabt hat — kennt kein Mitleid — das ist klar. Noch mehr als das — es ist gerecht. So begreifen Sie mich doch: — das Entsetzliche liegt nicht darin, daß man schlägt, sondern darin, daß man nicht anders kann als schlagen; nicht darin liegt das Entsetzliche, daß man kein Mitleid haben kann.

Wie können Sie Mitleid in einem Herzen suchen, in das Sie Rache gesät haben?

Gnädige Frau! In Kiew hat das gute russische Volk aus den Fenstern des Hauses Brodsky (bekanntes Großindustrieller) zugleich mit den Möbeln auch die Gouvernante auf das Pflaster hinausgeschleudert, der Kanarienvogel aber im Käfige blieb sorgsam verschont. Denken Sie doch darüber nach — der kleine gelbe Vogel hat etwas wie ein Gefühl des Mitleids hervorgerufen, der Mensch aber wurde aus dem Fenster hinausgeschleudert. Das Mitleid muß also vorhanden gewesen sein, doch der Mensch scheint

es nicht verdient zu haben — darin eben liegt das Entsetzliche und die Tragödie. Gnädige Frau, sind Sie auch überzeugt, daß Sie im Rechte sind, zu verlangen, daß man sich Ihnen wie einem Menschen gegenüber zu benehmen habe, da Sie doch selbst Ihr ganzes Leben ohne Mitleid, ohne Erbarmen den Menschen gegenüber sich benommen und in ihm kein Ihnen ebenbürtiges Wesen gesehen haben?

Sie schreiben Briefe. Sie sind gelehrt. Sie haben wahrscheinlich auch Bücher gelesen, in denen das Leben des Mischels geschildert wird. Was können Sie von ihm für sich verlangen, wenn Sie, wohl wissend, wie er lebt, seine Besserung in seinem Leben herbeiführen konnten. Und nun hat er Ihr Leben zum Schlechteren gewendet und hat Sie gezwungen, mit einer vor Angst zitternden Hand von Verzweiflung erfüllte Briefe an einen Menschen zu schreiben, der — das sollten Sie doch wissen — Ihre Angst nicht zerstreuen, Ihren Kummer nicht ändern wird, o nein!

Alles wird selbstverständlich dort, wo Sie, gnädige Frau, und die Gesellschaft ohne Protest dagegen zu erheben, alle Entsetzen der an Menschen verübten Gewaltthaten zuzulassen haben. Die Menschen empfinden jetzt tiefer, und ein scheeler Blick, den Sie heute Ihrem Stubenmädchen zuwenden, ist gleichbedeutend der Ohrfeige, die Ihr Vater vor fünfzig Jahren seinem Lakaien gab. Die Menschen — wachsen und es wächst in ihnen das Gefühl der eigenen Würde, und dennoch behandelt man sie noch immer als Sklaven und glaubt noch immer gewissermaßen, ein Tier in ihnen zu sehen.

Gnädige Frau! Verlangen Sie von den Menschen nicht, was Sie ihnen nicht geben haben. Sie haben kein Anrecht auf Mitleid, denn das Mitleid ist Ihnen unbekannt. Das Volk ist gequält worden und wird auch heute noch gequält von allen, welche früher ein Gramm Macht über dasselbe hatten oder jetzt noch haben. Jetzt, da unsere geistlose Regierung das Land bis zur Anarchie gebracht hat, haben alle seine finsternen Kräfte die ganze Schattenshaftigkeit jener Macht empfunden, die seit Jahrhunderten sie unterdrückt hatte, und nun haben sich diese Kräfte erhoben, sie sind auferstanden und nehmen Rache für alles, was sie in der langen Nacht der Rechtslosigkeit erdulden mußten.

Es gibt aber in dem Lande eine andere, nicht, von einem großen Gedanken beschienene Kraft, welche von dem leuchtenden Traume an ein Reich der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Schönheit umfassen ist. Im übrigen aber, gnädige Frau, bin ich nicht imstande, demjenigen, der blind geboren wurde, in Worten die Schönheit des Meeres zu schildern.

Die Menschen, die von der Liebe zum Nächsten sprechen und schreiben, waren mir stets als Heuchler und Lügner ungemalt zu wider — ich kenne das Leben zu gut, um ihnen glauben zu können.

Ja, ja, meine Herrin! Sie müssen den Mut haben, gerecht zu sein! Alles ist ja so klar, so verständlich!

Wenn Sie von Liebe reden, dann wollen Sie bloß durch Ihre süßen Worte Ihre vor Hunger und Wut zähnefleischenden Nächsten belügen. Sie glauben, daß, wenn es Ihnen gelingen sollte, durch Liebe die Herzen der von Ihnen Unterdrückten und Erstickten zu erweichen, Sie dadurch auch ihre gerechte Rache schwächen werden. Sie heucheln, wenn Sie Menschen, die von Ihnen gequält worden sind, Brüder nennen; Sie lügen, wenn Sie jenen Menschen Liebe predigen, in deren Herzen Sie selbst Reiz, Haß und Bohn gesät haben.

Sie sind natürlich aufrichtig, wenn Sie Ihren Nächsten predigen: Liebet uns! Doch Sie verborgen hinter diesen Worten andere, der Wahrheit mehr entsprechende Worte: Traget geduldig, ohne euch zu empören, ohne zu murren, das schwere, von uns auf eure Schultern geladene Joch der Arbeit, der Erniedrigung und der Armut. Doch Sie lügen alle frech, wenn Sie Ihren Knechten sagen: Auch wir lieben Euch!

Knechte kann man nicht — lieben. Man kann sie bloß verachten oder fürchten!

Und nun lehren Sie die Knechte Liebe aus Furcht vor ihnen. Das Evangelium? Seine Seiten sind längst schon von den schmutzigen Händen der Gewaltthaten abgegriffen worden, doch Sie greifen danach, wie nach einer Waffe, um sich vor der Flut der Gerechtigkeit zu schützen, die durch eure Heuchelei, durch eure Lüge sich in so grausame Formen eingekleidet hat.

In euren Herzen ist keine Liebe, sie sind ausgefüllt von dreihundertjährigen Krüden, welche wachsam eure schlummernde Ruhe und das Gleichgewicht eurer Seele vor dem Eindringen der grausamen Wahrheit des Lebens und vor dem Schaffensdrange behüten, in euren Herzen nisten drei Cerberusse: — die Lüge, die Gemeinheit, die Lüge.

Und Sie kennen keine Achtung vor den Menschen, wie sollten Sie auch einen anderen achten, da Sie sich selbst nicht achten?

Ich rechtfertige nicht die Grausamkeit, die Sie selbst zu einem Befehl des Lebens erhoben haben, ich sage bloß, daß in einem Lande, in dem Sie so lange der Willkür und der Gewalt freien Lauf gelassen haben, daß es in diesem unglücklichen Lande unter Euch keine Gerechten, keine des Mitleids Würdigen gibt.

Damals, ja damals!

Humoreske von B. Weinmann (Mainz).

(Schluß.)

Nun war es aber in meinem Heimatsort Sitte, daß eine zusammengehörige Gesellschaft von Burchen und Mädchen „zwischen den Jahren“, also von Weihnachten bis Neujahr, „Rundeltag“ hielten. Zu diesem Zwecke kamen wir jeden Tag am Abend in das Haus eines unserer Mitglieder, gewöhnlich der Reihe nach jeden Abend in ein anderes, um dort im gemütlichen Zusammensein ein kleines Fest zu begehen. Da waren mehrere Sorten Kuchen, Äpfel, Nüsse, Trauben aufgetragen und Wein, nach Mitternacht auch noch Glühwein, gab es da in Menge, denn unsere Gesellschaft gehörte zu den Begütertesten und Reichsten des Dorfes, denen es in diesen Dingen an nichts gebrach. Frohe Gesellschaftsspiele wechselten da mit Klavier- und Harmonikamusik, mit Gesang und Tanz. Am liebsten hatten wir die Räuberpiele, bei denen die Pfänder gewöhnlich durch Rüsse ausgelöst wurden. Dabei gab es denn mancherlei Scherz, Neckerei und Lachen.

Bei einem solchen Spiel mußte ich mich denn auch wieder einmal durch einen Kuß auf die Wange meiner angebeteten Elise auslösen. Mit großer Befangenheit machte ich mich ans Werk, näherte mich ihr und fühlte sie in meiner Verwirrung raus — Ohr. Alles lachte fürchterlich. Elise aber erhob ihre Hand und wollte mir, scheinbar, eine Ohrschlinge, als sie ihre Erregung bezwang und mir nur zulächelte: „Du bist doch wirklich der dumme Tollpatz, für den ich dich immer gehalten!“ — Da war mir denn wieder der ganze Abend verdorben, und ich ging sehr mißvergnügt und verstimmt nach Hause. Dort aber schrieb ich in mein Poesiebuch:

„O Elise, zuckersüße,
Ich bin schwärzer als ein Mohr;
Hohemars sind deine Wangen,
Zarter doch dein kleines Ohr.“

O Elise, zuckersüße,
Nennst du mein lebendes Herz,
Würdest du mir bald vergeben,
Nähmst es als leichter Scherz.“

O Elise, liebe, süße,
Tränen rinnen mir herab,
Weil ich dich so unig liebe,
Liebe über Zeit und Grab.“

O, vergib mir, holder Engel,
O, verzeih' dem wirren Tor:
Kirchenrot sind deine Wangen,
Zarter ist jedoch dein Ohr!“

„Aber Anton, du bist wirklich ein richtiger Dichter, wenn du damals auch ein rechter Tollpatz warst. Bravo, da steckt echte Lyrik drin!“ unterbrach Freund Toppler den Erzähler.

„Nun halt' einmal deinen Mund und laß mich weiter erzählen!“

„Ja, wo war ich denn gleich? mein Gedächtnis ist doch nicht mehr so lapitellos wie ehemals. . . Ja, so: es war Kirchweih bei uns und unsere Gesellschaft auf dem Tanzboden. Ich tanzte recht gern, verstand aber diese Kunst noch nicht sehr. Ich engagierte um der Reihe nach manche unserer Schönen; vor Elisen aber: fürchte ich mich gewissermaßen. Obi blühte ich sehr glücklich nach ihr hin, aber sie um einen Tanz zu bitten, das getraute ich mir vorläufig nicht. Und als ich mir dazu endlich den Mut genommen, da wurde sie mir von einem anderen vor der Nase weggenommen. Dann setzte ich mich traurig und mißmutig in eine Ecke und tanzte gar nicht.“

Doch endlich hatte ich das Glück, sie zu engagieren. Wir tanzten dann auch ein- oder zweimal herum. Leider war es ein Walzer, den ich damals noch am aller schlechtesten tanzen konnte. Und dann kam die drängendste Seligkeit, so nahe bei dem holden Mädchen zu sein. Da sagte sie plötzlich im Tanzen: „Fasse mich fester, dann tanzt es sich besser und leichter!“ Dieses Wort machte mich nun ganz verwirrt. Ich wollte ihre Gebot folgen, stolperte aber dabei und fiel mittam meiner Tänzerin den langen Weg in den Saal. Natürlich lachte alles. Ich aber war so erschrocken und verwirrt, daß ich nichts mehr sah und hörte. Als ich endlich mit Hilfe einiger Burchen auf den Weinen stand, war Elise verschwunden und auf ihren Platz gesetzt. Ich näherte mich ihr und wollte mich entschuldigen. Sie aber machte ein so bitterböses Gesicht, daß ich zurückwich und

mich, unerschuldigt, ganz hinten und weit von ihr weg, an den Tisch setzte. Die ganze Ritzelei war mir vergangen, und ich machte mich frühzeitig aus dem Saale. Zu Hause in meiner Kammer vergoß ich reichliche Tränen und schrieb in mein Poesebuch:

Mit des Geschickes Mächten,
Wie schwer ist dieser Bund;
Ich sah auf stolzem Pferde,
Und kam dann auf den Hund.
Wir war meine Sehnsucht mächtig,
Wie war mein Herz voll;
O Liebe, wie bist du bitter,
O Liebe, wie machst du toll!

„Na, na, da könnten noch mehr Leute mitreden,“ sagte einer aus unserem Klub.

„Hoffentlich“ entgegnete Anton und fuhr fort: „Nun war die Zeit da, daß ich auf eine Schule nach A. kam und gleichzeitig Elise in ein Mädchenpensionat nach D. Nun hätten wir beide wohl Gelegenheit zum Briefwechsel gehabt, aber leider getraute ich mir nicht, einen solchen zu beginnen, und sie schwieg auch. Nach langem Zögern riefte ich mich endlich auf und versfertigte, ja „verrichtete“ einen so heißen Liebesbrief, daß man ihn fast ohne Zunge nicht in der Hand halten konnte. Und sehr „kunstreich und geschmackvoll“ war das Ding gemacht. Der Briefbogen hatte vorne oben auf der ersten Seite ein schönes Bildchen, umrahmt von hübschen Blumen und Goldrand und einem „sinnigen“ Liebespruch, alles so bunt und farbig als möglich. Das Uebrige besorgte ich. Schwarze und rote Tinte hatte ich zum Schulgebrauch, Goldtinte, die damals in die Mode kam, kannte ich, und dann wechselte ich mit den drei Sorten Tinte ab. Die erste Reihe schrieb ich schwarz, die zweite Linie rot und die dritte golden. Und so in Abwechslung den ganzen Bogen voll. Die ganze Anlage sah aus wie die neue deutsche Reichsfahne und dünkte mir höchst passend und eindrucksvoll. Schwarz dachte ich, sind meine Aussichten, rot ist meine Liebe und goldig Elise!

Als ich den Brief schon abgeschickt hatte, fiel mir ein, daß ich darin sowohl den Ort, als auch die Zeit und besonders aber die Unterschrift vergessen hatte. Ich lief auf die Post, um mit dem „geschmackvollen“ Sendschreiben wieder zurückzuholen; aber leider war es über alle Berge. . . . Eine Antwort bekam ich nicht darauf, denn sicherlich nahm Elise an, der Brief sei eine koflige Abschrift aus einem „Pisiffleier für Liebende“. In den nächsten Heftchen erwähnte sie dann auch kein Wort davon, und so geriet die Geschichte auch für mich in die Vergessenheit. Später allerdings ärgerte ich mich schwer darüber, jemals so einen dummen Blödsinn gemacht zu haben. Aber was nützte mich alle Reue: er war gemacht! . . .

In dieser Ferienzeit, es war im Jahre 1870, sah unsere Gesellschaft, so ungefähr ein Duzend junger „Damen“ und „Herren“ in dem großen Zimmer einer unserer Freundinnen und zwipste aus alter Leinwand Charpie für die Verwundeten. Damals war bekanntlich noch der unsinnige Gebrauch, Charpie in die Wunden zu legen. Diese sollte Ausschwignngen und Eiter auffaugen und dadurch raschere Heilung bringen. Leider führte man auf diese Weise gerade die schlimmste Verunreinigung und eine Menge Bazillen in die Wunden und erzeugte das schlimme Lazarettfieber, dem Tausende zum Opfer fielen.

Trotz unseres ernstes Geschäftes waren wir doch sehr heiter, und ich war besonders gut aufgeräumt, daß Elises Augen kitzers und mit Wohlgefallen auf mir ruhten. Nach Beendigung unserer Arbeit, längst nach Mitternacht, erhielt ich dann von dem holden Mädchen wohl als Zeichen ihrer besonderen Beachtung, ein wunderhübsches Sträußchen, gebunden aus einer Rose, mehreren Vergißmeinnicht und einigen Weissen. Ich war von diesem Liebeszeichen so entzückt, daß ich in meiner Aufgeregtheit und Verwirrung ganz vergaß, sie nach Hause zu begleiten. Und als ich dies Veräumnis dann noch nachholen wollte, hatte sie sich längst in den Arm ihres Bruders gehakt und war von dannen geschwebt. Ich stand da wie ein begossener Pudel, senkte zu dem Mond hinauf und dichtete dann auf dem Heimweg einen neuen Liebesfang, den ich nachher wie folgt in mein Poesebuch eintrug:

„Rose, du bist rosenrot:
Ich liebe dich bis in den Tod!
„Vergißmeinnicht!“ — dies Blümlein spricht. —
Nein, ich vergeß' dich ewig nicht!
Und die zarte Weissen, —
„Ei, warte noch ein Weissen!“

Dann bin ich dein und du bist mein,
Und unsere Lieb wird ewig sein!“

„Aber Anton, wie lange hat dann diese Ewigkeit gedauert!“

„Sei nicht so meuglerig und vorwitzig, Justus, ich komme gleich ans Ende!“

Die Ferien waren wieder herum, und ich hatte auch in ihnen keine weitere Gelegenheit gefunden, dem holden Mädchen mein „Sehnen und Verlangen“ näher zu erklären, trotzdem meine Hoffnung größer und stärker war als jemals. Ich war zwar mit Elisen noch mehrmals in ihrem eigenen Hause zusammengetroffen, aber sie hatte zwei Pensionatsfreundinnen aus der Residenz zum Besuche. Diese für mich vornehmen jungen Stadtdamen aber setzten mich jedesmal bei ihrem Erscheinen so in Verlegenheit, daß ich dabei immer eine Dummheit um die andere machte, schlimmer als der bekannte Nag Stolperian in der schönen Humoreske von Hscholle. Sie luden mich mehreremale zum Kaffe mit feinstem Kuchen und anderen Zühtigkeiten ein, allein ich entfloß dann eiligst und eilte nach Hause. Mit Elisen konnte ich aber dann kein Wort mehr austauschen und reiste ab ohne ihr selbst Lebewohl gesagt zu haben. Es war mir allerdings so weinerlich zu Mute, als einstras Chamisso's berühmtem Peter Schenckel, dem „Manne ohne Schatten“. Auch mir sollte ein solcher, der aber hieß: Courage, Liebesmüt.

Und trotzdem: bald darauf kam er mir einmal doch. Eines Tages dachte ich sehr lebhaft und sehnsüchtig an Elise. Da reifte in mir der Entschluß, jetzt einmal aus der Theorie in die Praxis, aus dem Reich der Phantastie in das der Tat überzutreten. Gedacht, getan. Ich legte ihr in einem einfachen, mit nur schwarzer Tinte geschriebenen und eindeutigen Brief, an dem auch weder Datum noch Unterschrift fehlten, mein Herz zu Füßen und machte ihr einen förmlichen Heiratsantrag. Der Brief wurde dann noch zwei- oder dreimal von mir durchgesehen, damit keine grammatischen und orthographischen Fehler darinnen seien, in ein Kuvert getan, dieses geschlossen und mit Adresse und Freimarkte versehen. Am nachmittage wollte ich ihn selbst zur Post bringen, damit er ja nicht verloren gehe.

Da geschah es, daß es bei uns schellte. Der Briefträger hatte ein größeres Schreiben für mich. Ich wurde dabei etwas erregt und öffnete rasch. Was lese ich: „Elise M. und Eduard A., Verlobte, Thausen.“ . . .

Ich ward zuerst rot und dann blaß wie der Tod, und meine Kost- und Logisfrau sah mich mit großen Fragezeichen in den Augen an und sagte zu mir: „Hoffentlich doch nichts Schlimmes, Herr Huber?“ „Nein,“ sagte ich, „sogar etwas Freudiges“ und ergänzte, „mir nicht für mich!“ . . . Ein Traum, ein Traum, ein verlorener Traum!“ Das klang nun zwar nicht wie der Ausruf König Richards III.: „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd!“, hatte für mich aber dieselbe Bedeutung.

An diesem Tage hatte ich zwar auch noch den Appetit der Jugend, ah aber nicht halb so viel, als an anderen Tagen. Meine Wirken war darüber ordentlich erkant.

Damit war meine „erste Liebe“ zu Ende. Doch damit noch nicht meine poetischen Gefühle: bald darauf begann ich meinen ersten Roman zu schreiben mit dem Titel: „Die Leiden des jungen Werther Nr. 2, ein Sang in Versen.“ Er ist leider nicht beendet worden, aber ein Gedicht will ich daraus noch zitieren!

„Das war ein Traum gar wunderbar,
Ein Traum voll herber Sätze;
Ich weiß nicht mehr, wie's ging, wie's kam:
Leb' wohl, mein Lieb, Elise!“

Wir sehen uns nun nimmermehr,
Vorbei ist alles Hoffen;
Mein Herz hat' dich geliebt zu sehr;
Nun ist's zum Tod getroffen.

Leb' wohl, leb' wohl auf immerdar;
Der Wahn war schön und süße. —
Nur Nachfang bleibt: wie's einstens war! —
Ade, ade, Elise!“

„Wahrhaftig, Anton, du rührst uns ja fast zu Tränen um deinem „Damals, ja damals!“ . . . Die Geschichte deinet ersten Liebe ist wahrhaftig schön und trägt einen goldenen Quintor in sich!“

„Ich denke ja: dann ist der Humor echt und wahr, wenn er durch Tränen lächelt.“

Für den Kleingärtner

Der Garten im April.

Im Obstgarten sollte das Beschneiden, Ausputzen, Pflanzen usw. beendet sein, aber manches wird wohl noch nachgeholt werden müssen. Die Schädlingsbekämpfung ist mit größtem Nachdruck vorzunehmen. Kurz vor Beginn des Triebes werden die Bäume mit Obstbaumtarbolinicum gegen die tierischen Schädlinge und mit Schwefelkalkbrühe oder Kupferkalkbrühe gegen die Pilzschädlinge bespritzt. Wo der amerikanische Stachelbeerwurm droht, spritze man auch die Stachel- und Johannisbeersträucher mit Schwefelkalkbrühe. Ende des Monats oder Anfang Mai beginnen die Arsenispritzungen gegen den Apfelschilder. Wo die Mittel nicht zu haben sind, muß zu den alten gebräuten, dem Abklopfen, Abschütteln usw.; sind ihre Wirkungen auch nicht so durchgreifend wie das Spritzen, so helfen sie doch manchen Schaden mildern. Pfirsiche und Aprikosen, die am zeitigsten blühen, sind bei drohendem Frost zu schützen, damit die Blüte nicht erfriert. Aber auch nach der Blüte ist der Schutz notwendig. Ein kleiner, jedoch recht nützlicher Handgriff ist das Schütteln der Bäume während dieser Zeit. Es fördert die Befruchtung, weil das Schütteln eine gleichmäßige Verteilung des Blütenstaubes bewirkt. Die dabei herabfallenden Schädlinge sind natürlich zu vernichten. Wo der Wein niedergelegt worden war, befreit man ihn von der Winterdecke, läßt die Reben aber noch am Boden liegen. Alte Bäume können umgepflanzt werden; ältere Erdbeerbeete sind für flüssigen Dünger und eine neue Decke aus kurzem Mist sehr dankbar.



Der Dichter Viktor Blüthgen

Im Gemüsegarten wird jetzt gesät und gepflanzt. Dieses Jahr soll das Hauptgewicht auf die Kartoffel als das notwendige Nahrungsmittel gelegt werden, es ist aber dringend zu raten, sie nicht zu früh zu sieden. Doch müssen die Spätartoffeln auf jeden Fall noch im April gesetzt werden; Frühartoffeln können selbst im Mai noch in die Erde kommen, denn sie reifen bei ihrer schnellen Entwicklung auf jeden Fall. Weiter säen wir Erbsen, Salat, Petersilie, Radieschen usw. in freie Land, wenn es nicht schon geschehen ist. Vorgekeimte Erbsen werden sofort nach dem Pflanzen aufgehäufelt. Von den anderen Erbsen wacht man Folgezeiten, d. h. man legt sie in 8-14 tägigen Pausen. Zuletzt nimmt man nur späte, hohe Sorten, weil diese viel ergiebiger als die niedrigen Frühsorten sind. Die Frühsorten von Würsing, Weißkraut, Kohlrabi und Blumentohl werden baldigst angepflanzt, die überwinterten Schlingen dazu muß man sich beim Gärtner kaufen. Für spätere Aussaaten legt man geschützte Beete an, und besät sie mit Spätarten der genannten Gemüse, zu denen noch Rotkraut, Rosenkohl, Mangold und Rote Rüben kommen. Ende des Monats werden sie an ihren endgültigen Platz verpflanzt, ebenso Sellerie.

Die Mistbeete sind nach Bedarf zu lästern, damit die darin stehenden Pflanzen abgehärtet werden; bei gutem Wetter nimmt man die Fenster auch ganz ab. Die Saaten werden,

wenn sie zu eng stehen, verblümt, d. h. man entfernt die schwächeren Pflanzen.

Erbsen und Bohnen vertragen keine frische Düngung. Wohl wachsen sie üppig, aber der Fruchttrag ist gering. Man säe sie deshalb auf mageren Boden und dünge mit wenig Sticksstoff; Holzasche, Knochenmehl und Thomasmehl genügen vollauf.

Da die Erbsen heben sich häufig während des Wachstums über den Boden, wodurch die Knollenbildung verringert wird. Es empfiehlt sich, die Knollen mit feingestiebter Erde zu bestreuen und feucht zu halten.

Als ein gutes Bodenverbesserungsmittel ist der Lehm von alten Bauten, der mit Stroh vermischt, zur Ausfüllung der Rinnen zwischen den Balken dient. Er eignet sich ganz besonders gut für leichten Boden, den er nicht nur nahrungreicher, sondern auch bindiger macht. Man soll ihn aber nicht sofort nach dem Abbruch unterbringen, sondern erst etwas verwittern lassen. Dann zerfällt er und läßt sich leicht verteilen. Lehm aus Lehngruben muß dagegen mindestens ein Jahr in größeren Haufen aufgesetzt und verschiedentlich umgedreht werden; da er sonst roh in den Boden fällt und diesem gar nichts nützt.

Buntes Allerlei

Kos. Warum gehen Gezirre im Kreise? Es ist eine bekannte Tatsache, daß Leute, denen die Augen verbunden sind, die in starkem Nebel gehen oder sich in der Nacht oder in der Wüste verirrt haben, statt geradeaus zu gehen, sich meist im Kreise bewegen. Man glaubt, daß die Erscheinung daher kommt, daß die beiden Beine des Menschen nicht gleich sind.



Verlagsbuchhändler Hans Heinrich Reclam

Mit dem längeren Beine wird unbewußt ein größerer Schritt gemacht und dadurch, wenn die Neigung zur Abweichung nicht mit dem Auge verringert wird, je nachdem das rechte oder linke Bein länger ist, nach rechts oder links abzuweichen. Diese Annahme wird durch genaue Messungen, die an einer Anzahl von Skeletten vorgenommen wurden, bestätigt. Sie ergaben, daß nicht weniger als 90 Prozent von ungleicher Länge waren, bei 35 Prozent war das rechte Bein länger als das linke, bei 55 Prozent traf der umgekehrte Fall zu. Da demnach das linke Bein in der großen Mehrzahl der Fälle länger ist, so geht die Abweichung am häufigsten von links nach rechts. Diese Tatsache würde durch eine Menge Versuche bestätigt, die man mit Personen mit verbundenen Augen angestellt hat.

Kos. Weshalb sie geschimpft hat. In einer alten Tübinger Chronik ist folgendes zu lesen: „Im Jahre 1674, als die Bayern in der Festung gelegen, ward von den Franzosen der Wall unterminiert und gesprengt, wobei über 18 Personen bayrischer Besatzung umlamen. Als die Mine angezündet, ist unter anderen auch ein Soldatenweib in die Luft gejagt worden, eine Adlerlänge weit, ohne einigen Schaden zu Boden gefallen, wieder aufgestanden und unverfehrt davongegangen, hat aber arg geschimpft und ist schlimmer Laune gewest.“ — Manch andere Frau ärgert sich schon aus einem geringeren Grunde.

Weiteres.

Die ausgeschnittene Mode „Jetzt warte ich schon eine volle Stunde, und Du hast noch nicht einmal das Ballkleid an!“ — „Ach, das ist das Wenigste!“